Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 3

Artikel: Der arme mann im Tockenburg
Autor: Korrodi, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751306

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

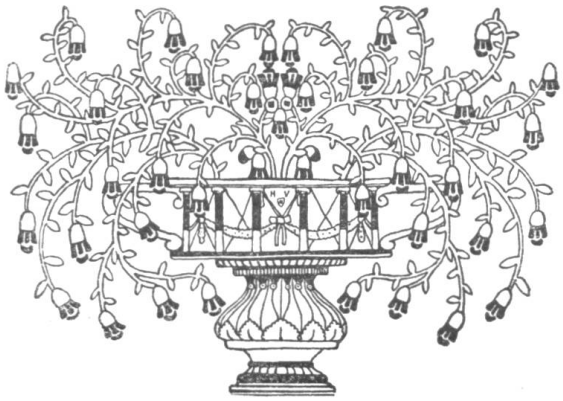
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

jenem besonderen Klang in den Stimmen, als vermöchten sie die Allmachtwunder der Kraft und Erlösung aus dem Zeitengrunde zu heben, begannen sie zu erzählen: „Hier hat einmal eine wunderschöne Stadt gestanden!“



Der arme Mann im Tockenburg

Von Dr. **Eduard Korrodi**

Wenn er kein Narr war, so muß man ihn ein Genie nennen. Das erste war er zu Zeiten, vom zweiten besaß er Partikeln. Sein Name? Belieben Sie in eine Literaturgeschichte zu sehen! Sie schlagen XVIII. Jahrhundert auf, dort, wo irgend etwas vom Problem der künstlerischen Autobiographie steht. Dort müssen Sie zweifellos entdecken, wie in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ein paar Geister sich selber modellierten, aber beileibe nicht photographierten. Jeder kam mit einem neuen Thema an sich selber heran. Einer nahm sein Herz in die Hand und schrieb weich und mollakkordig und unendlich fromm; der war Goethes Jugendfreund, Jung Stilling, dessen „Jugend“ Goethe selber entzückten Geistes herausgab. Das enge, idyllischtrauliche, deutsche Kleinleben spiegelt sich in dieser Autobiographie. „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und eine unmittelbar von daher fließende Hülfe,“ sagte Goethe von ihm und lernte für sein großes autobiographisches Dokument durch ihn die zarten Grundfarben für sein Jugendbild. Auch ein anderer

Freund Goethes, Karl Philipp Moritz, schrieb in seinem „Anton Reiser“ Wahrheit und Dichtung in den achtziger Jahren. Goethe schließlich, das Genie aller künstlerischen Synthesen, rückte ins Zentrum seines Ichromanes immer mehr das Wirken seines Geistes, sein Autorleben, die Wechselwirkung zwischen sich und dem Zeitgeist. Zudem wurde dem Künstler seine eigene Vita so zur grandiosen Epopöe, daß er mit Künstleraugen in der Rückerinnerung sein Leben formte, nicht wie es wahr, sondern wie er es wünschte, gelebt zu haben. —

Und nun der vierte, dem Sie in der Literaturgeschichte begegnen! Der saß nie an Goethes Tafelrunde, sondern träumte in seiner Geißbubenherrlichkeit im Toggenburg, wirkte ein seltsames Leben und lebte noch vieler anderer Leben in den Schmökern, die er gierig erhaschte; aber wenn er selber schrieb, schrieb er sein eigenes Buch nie durch andere hindurch, sondern speiste es vielmehr mit der robusten, selbständigen Kraft seines eigensten Wesens. Er las Stillings Leben, doch klug überlegte er: „Aber Himmel! Welch ein Kontrast! Stilling und ich! Nein, daran ist nicht zu denken. Ich dürfte nicht in Stillings Schatten stehen.“ Denn er wollte nur vierschrötige Wahrheit schreiben. Und so schrieb er sie denn, schrieb in einer Zeit, als eigentlich nur die Welt der obern Zehntausende sich den Luxus der biographischen Selbstbespiegelung gestatten durfte, sein eigenes Leben, das Leben des niedern Volkes, randglossiert allerdings von einem Dichter mit natürlicher Lebensphilosophie in der Tasche. —

Von all den vier erwähnten Autobiographien ist die Uli Bräkers die absichtsloseste, die sozusagen im künstlerischen Unschuldszustande geschriebene. Ihr Autor hat nicht Rousseaus Nervosität und komplizierte Seele, noch Stillings pietistischen Anflug, das heißt im zweiten Teil, in dem auch Lavater in Zürich angeschrieben wird, stellt der Tockenburger allgemach sich durch einen frommen, ehrlichen Augenaufschlag in Lavaters und Stillings Schatten. —

Was er erzählt, mußte sein Jahrhundert besonders entzücken, das Jahrhundert sehnsüchtigen Preises der weltabgeschiedenen Hirtenwelt. Warum lasen sie ihn denn nicht? Einmal, weil der Toggenburger die Konjunkturen des deutschen Literaturmarktes nicht kannte und sein Leben zu „spät“ herausgab. Aber auch sonst hätten sie es nicht gelesen; man liebte die Natur nur über die Stiche Salomon Geßners und seine verlogene Schäferwelt hinweg; geblendet von diesen Kulissenzaubern hätte jene Zeit das ungeschminkte,

schonungslos wirkliche Leben Bräkers nicht goutiert, schon weil diese Zeit nur Idylle, nicht aber Tragödie begriff, nur Freude oder larmoyante Komödie.

Hier aber schreibt der Toggenburger nichts Geringeres als ein Stück Volksbiographie mit echt epischem Behagen und rücksichtsloser Ellenbogenfreiheit. „Nun in Gottes Namen, nackent bin ich von Mutterleib kommen, nackent werde ich wieder dort in die Gruft wandern und von allem Weltplunder nichts mitnehmen, als etwa ein altes Leilachen, mich in Charons Nachen vor Wind und Wetter zu schützen. Dann teile immer deine Schätze, alte, für mich verrostete Welt. Meine Schulden kannst du bezahlen oder eintreiben, nach deinem Belieben. Ich werde von oben dem Kinderspiel ruhig zusehen." Was zwischen diesem nackenden Kommen und Gehen liegt, das füllt diese ungewöhnliche Selbstbiographie.

Uli Bräker ist vor hundertfünfundsiebzig Jahren geboren am 22. Dezember. „Ich sei ein bißchen zu früh auf der Welt erschienen," sagte man mir. „Meine Eltern müßten sich dafür verantworten. Mag sein, daß ich mich schon im Mutterleibe nach Tageslicht gesehnt habe, und dies nach dem Licht Sehnen geht mir all mein Tag nach. Daneben war ich die erste Kraft meines Vaters, und Dank sei ihm unter der Erde von mir auch dafür gesagt!" Ist das nicht eigen gesagt? Dazu von einem ehemaligen Salpetersieder! Vom Sterben und Leben erzählen viele Seiten und von dem, was dazwischen liegt, von der Liebe. In der Jugend hütet er die Geißen; was davon seine Lebensbeichte berichtet, ist lauterste Lyrik, auch ohne die Mechanik der Verse. Verse hat er übrigens auf dem Gewissen. Sie sind so schlecht, wie seine Prosa ausgezeichnet ist. Es ging ihm wie Jeremias Gotthelf, der seinem Freunde Hagenbach vertraute: „Sobald ich etwas versen will, so gleicht mein Sprachvorrath einem See, der zuzeiten abläuft, daß kein Tropfen mehr vorhanden bleibt; und umsonst grüble ich in allen Spalten und Tiefen nach den einfachsten Sylben. Setze ich zur Prosa an, so rauschen die Worte wieder herauf, und ich kann so ungefähr sagen was ich will." Vorzüglich sogar, fügen wir hinzu. Auch des Toggenburgers Wort verlor nichts von seiner Saftigkeit auf dem Wege durch die Feder übers Papier. Er funkelt und glänzt, schenkt einen natürlichen Bilderregen und haßt mit einem wahren Fanatismus das körperlose Wort. Aber alles tut er ahnungs-, absichtslos. Man schwört

darauf, daß er nie nach dem Publikum blinzelt. Zu solcher Tat hätte ihm das robuste Gewissen gefehlt, das erst ein bißchen forscher wurde, als die Liebe in seine Lebenskreise trat, und man ihm zurief: „Ha, ha, Uli! Du hast die Kinderschuhe auch verheyt.“ Von dem Augenblick an sucht seine gemächliche epische Prosa sich in Honigworten zu übertreffen. Das Leben setzt ihnen bald den Kontrast; er heißt Berlin, wo Bräker die Erinnerung an den preußischen Dienst plötzlich den Dialog in den bekannten, schnarrenden, eckigen Depeschenstil wirbelt. Natürlich sieht er Berlin nur als eine Welt des Soldatenrockes. Es ist dies ganz begreiflich, ging es doch „dem Landvogt von Greifensee“, Salomon Landolt, ganz gleich. Nur mit dem Unterschied: Landolt treibt eine wahre Begeisterung nach Berlin, und deshalb schreibt er lakonisch an den Preußen-König, der Wunsch echte Soldaten zu sehen, habe ihn aus der Schweiz nach Berlin geführt. Huldvoll wird durch den König dem „Capitaine Suisse de Landolt du Canton de Zuric“ der Anblick der Truppen gestattet. Und so süß haftete in Landolts Erinnerung das Erlebnis des soldatischen Berlins, daß er in seinem geringen Nachlaß in einer Schachtel als Kostbarkeit — den Brief mit Friedrichs Unterschrift zurückließ. — Die Erinnerungen des Toggenburgers dagegen haben ein herbes Schmäcklein. Gar etwa die Philosophie der Friedrichsstraße zu schreiben hat er dem Fachmann eines andern Jahrhunderts, dem immergrünen „Hans Himmelhoch“, auch Jakob Schaffner genannt, überlassen. Aber hier in Berlin, das von Gottfried Keller drastischer „Sibirien“ geheißen wurde, denkt er der Heimat. Man läßt ihn Kuhreihen singen und Berlin, das stets fürstlich regaliert, dankt ihm, indem es seine Hand versilbert. Weitgefehlt! Mit einer schmutzigen Bettelsuppe. Er kann nicht wie Gottfried Keller auf dem nordischen Geistersee trauern, dafür weint er abends den Mond an: „Du, der jetzt auch überm Tockenburg schwebst, sag' es meinen Leuten daheim, wie armselig es um mich stehe, meinen Eltern, meinen Geschwisterten, meinem Ännchen sag's . . .“ Ganz simpel gesagt, er heult vor Heimweh; doch bald hat er anderes zu denken, an Kriegsgerüchte. Er horcht bei solcher Kunde „wie ein Schwein am Gatter.“ Finden Sie das Bild garstig? Aber es ist echt helvetisch. Pestalozzi wartet mit einem ähnlichen auf. Den Vogt Hummel charakterisiert er so: „Wie ein gefangenes wildes Schwein in seinen Stricken schnaubet, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt und Wut grunzt, so wütete jetzt Hummel.“ Garstig im

Superlativ! Was nun folgt, des Toggenburgers Schlachtschilderung, ist geradezu ein Meisterstück. —

Der Deserteur Bräker ist wieder im Toggenburg. Er reflektiert schon ganz weise: „Zwar billig' ich nicht mehr das Böse, das ich tue — Doch tu' ich nicht das Gute, das ich will. Und so stolpere ich immer meinem wahren Glück vorbei.“ Auf dem Heimweg schon hat ihm ein alter Bekannter gesagt, daß er sein Ännchen verplempert habe. So mußte er neuer Liebe gedenken. „Buben, seid doch nicht so wohlfeil. Werft den Bengel ein Bißlein hoch,“ sagte der Vater in bezug aufs Heiraten. O jerum je! Der Bengel fiel ordentlich tief. Er heiratete aus Vernunft. Sie hatte ihm Briefe mit Versen geschrieben, und er glaubte in ihr eine Dichterin zu besitzen. Aber es gibt ja auch Nachbarn, die in solchen Dingen Dienste leisten. Das hatte der Toggenburger, der Lavater, Rousseau, Hirzels philosophischen Bauer kannte, und erschrecklich viel gelesen, aus Büchern nicht erfahren; aber in der Ehe. Nun hört die Elastizität des Toggenburgers auf. Er beißt auf die Lippen und will's Jammern verbergen; aber es kommt ihm doch heraus: „Ehe-, Wehestand!“ Gerade in den sechziger Jahren spitzt er die Kielfeder und schreibt sein Tagebuch, „das anfangs voll Schwärmereien stak, und in dem nur bisweilen ein guter Gedanke in hundert leeren Worten ersäuft war“. Hungerjahre kommen, die Armut sitzt ihm im Nacken, just, da er am Verhungern ist, feiert er das Fest des Geistes, liest, liest und vergißt diese Bettelwelt. Doch schließlich darf er bescheiden jubilieren und seine Autobiographie aus den Niederungen des Leides in behaglicheres Glück hinübergeleiten, aus der verzweifelten Des-Dur in die fröhlichere G-Dur hinüberspringen. „Seht, meine Lieben! Das ist meine Geschichte bis auf den heutigen Tag. Künftig, so der Herr will, und ich lebe, ein Mehrers. Es ist ein Wirrwarr — aber eben meine Geschichte.“* —

Das unverbildete Volkstum hat in Bräker gesprochen. Ein Exponent dieses Volkstums konnte eine solche Biographie schreiben, weil er sein Leben über seine Zeit hinaus interessant zu erzählen wußte. Fortan wird es unzulässig sein, von jener künstlerischen Linie Pestalozzi, Gotthelf, Keller zu reden, ohne den Namen Uli Bräkers mitzunennen.

* Diese Schlußworte stehen nur in der Ausgabe Füßlis, nicht in der Wilbrandts bei Meyer und Jessen 1910, die ich warm empfehlen kann, obwohl ich in der Textgestaltung anderer Ansicht bin. Z. B. Diese Schlußworte hat gewiß Füßli nicht hinzugedichtet! Also, warum fehlen sie? Warum fehlt auch der Lavaterbrief?

„Als ich dies Büchlein zu schreiben anfing, dacht' ich Wunders, welch' eine herrliche Geschicht' voll seltsamer Abendteuer es absetzen würde. Ich Tor! Und doch — bei besserem Nachdenken — was soll ich mich selbst tadeln? Wäre das nicht Narrheit auf Narrheit gehäuft? Mir ist's, als wenn mir jemand die Hand zurückzöge." — Dieser jemand ist zweifellos die gütige, deutsche Literaturgeschichte, von der ich einleitend sprach. Nein, mein Verehrter! Sie werden enttäuscht in den Büchern blättern und mit ein paar Verlegenheitsphrasen sich bescheiden müssen. Trotzdem der „Arme Mann im Toggenburg" oft erschienen, auch in der Sammlung „Zur Verbreitung guter Schriften" in der Schweiz, trotzdem Gustav Freitag seiner gedachte, muß die dem Trägheitsgesetze gehorchende deutsche Literaturgeschichte in den sauren Apfel beißen, seinen Namen erst geläufig sprechen zu lernen. Sie muß Uli Bräker nicht bloß nennen, sondern huldigend in das erste Parkett der Literatur führen, auch wenn sich der Toggenburger in den Fauteuils seltsam vorkäme. Sie erfüllt nur ihre Pflicht, wenn sie in dem strebenden, aber unverbildeten Autodidakten den Dichter ehrt, von dem wir Schweizer mit Gottfried Keller sagen dürfen:

„So manchen guten Mann wir unser nennen,
Die Quelle seines Wertes springt im Volke."

Lebensprobe*

Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur; sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin." Einem jungen Freunde schrieb's Schiller ins Stammbuch. „Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin". Das ist das Ruhige, Ungetrübte, Sichere. Die Kindheit. An ihrem Ausgang wartet auf uns das Leben. Das Leben,

* Lebensprobe. Roman von Felix Speidel. Verlag von Albert Langen, München 1910.